

I *Begriffe*

Angenommen, wir hätten einen mimikrytheoretischen Text aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen, was wäre da wohl der größte Stolperstein? Auf's Ganze gesehen sicher die kaum überschaubare Menge der entomologischen Wortprägungen, angefangen bei der Nomenklatur, etwa den Coleoptera mit ihren Unterordnungen und Dutzenden Familien, über den Körperbau, wo man es mit Lippen- und Kiefertastern, Halsschilden, Vorder-, Mittel- und Hinterhüften zu tun hat, bis hin zu den übergenaue Einzelbeschreibungen, wenn es z.B. von Schmetterlingsflügeln heißt, sie seien „länglich auslaufend, gekerbt, gezähelt, ausgefranst oder voll“.<sup>1</sup> Letztendlich ist es aber nur ein Begriff, der wirkliche Schwierigkeiten bereitet, der Begriff der Mimikry selbst, denn im Französischen wird nicht von *mimicry* gesprochen, sondern von *mimétisme*. Und obwohl es in Langenscheidts Großwörterbuch, dem bekannten Sachs-Villatte, unter dem Eintrag *mimétisme* heißt: 1. *biol* Mimikry [-kri]f; 2. *fig* Nachahmungf, wird einem schnell klar, dass das eine nicht wirklich das andere meint. *Mimétisme* ist nicht *Mimikry* – was zu beweisen wäre.

Zunächst zu dem englischen Begriff der *mimicry*, der eine lange, bis in die Zeit Shakespeares zurückreichende Geschichte hat.<sup>2</sup> Es ist unverkennbar ein dem Theaterbereich entstammender Neologismus des frühen 17. Jahrhunderts, wobei aus dem *mimic* die *mimicry* abgeleitet wurde, aus dem Mimen, dem komödiantischen Gaukler die Gauklerei, oder etwas gehobener, aus dem Schauspieler die Schauspielerlei. Damals wurde der Begriff allerdings nur in diesem theaterspezifischen Sinn gebraucht. Noch Darwins Großvater Erasmus spricht in seiner *Zoonomia* (1794–1796), wenn er die Schutztracht von Wildkatzen und Vögeln behandelt, durchgängig von „imitating“ oder „resembling“, nur einmal verwendet

1 / Roger Caillois: *Méduse & Cie*, Berlin 2007, S. 67.

2 / Das Wort geht letztlich auf den römischen Mimus zurück, ein derbes Volkstheater zur Unterhaltung der Massen, bei dem auch gerne Stücke der Hochkultur parodiert wurden. Von daher der pejorative Unterton des Nachäffens, des Grimassierens und Faxenmachens im engl. *mimic*.

er *mimicry*, freilich noch ganz traditionell im Sinn von „as acting a play“.<sup>3</sup> Er kennt das Phänomen mimetischer Tiere, verwendet aber noch nicht den sich anbietenden Begriff. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ist nur die Gestalt- und Färbungsübereinstimmung bestimmter Tiere mit ihrer spezifischen Lebensumgebung bekannt, also etwa der physiologische Farbwechsel des Chamäleons (Homochromie) und die morphologische Ununterscheidbarkeit des Wandelnden Blatts im Laub von Bäumen und Sträuchern oder der Stabheuschrecken im Gestrüpp kahler Äste (Homomorphie). Erst mit dem von Henry W. Bates erbrachten (und 1862 veröffentlichten) Nachweis, dass gewisse Insekten, genießbare oder wehrlose Insekten andere ungenießbare oder wehrhafte Insekten „nachahmen“, um sich deren Immunität – so die Deutung – zunutze zu machen, kam es zu der Bedeutungsausweitung des Begriffs *mimicry* und seinem allgemeinen Gebrauch.<sup>4</sup> Denn wenn ein Schwärmer, ein völlig harmloses und überdies für Vögel schmackhaftes Insekt, genauso aussieht wie die überaus wehrhafte und für Vögel ungenießbare Wespe, er also gelb-schwarz geringelt ist, gleichen Körperbau und vielleicht sogar gleiches Flugverhalten aufweist, dann hat man es mit einer Übereinstimmung zwischen zwei Lebewesen zu tun und die Assoziation, hierin ein nutzbringendes Vorgaukeln falscher Tatsachen zu erkennen, ist verlockend, wenn auch nicht ausreichend.<sup>5</sup> Im Grunde ist die Mimikry in diesem engeren Sinn aber eine englisch-deutsche Entdeckung, denn nur wenig später (1878) entdeckte Fritz Müller, ein deutscher Zoologe, in den gleichen Brasilianischen Urwäldern, in denen sich auch Bates aufhielt, dass diese Gestalt- und Verhaltensähnlichkeit auch zwischen zwei ungenießbaren Schmetterlingsarten vorkommen kann. Hier würde sich – so wiederum die Deutung – die Schutzfunktion gerade durch die beiden gemeinsame Ungenießbarkeit erhöhen. Seither spricht man von Mimikry, sei es Bates'scher oder Müller'scher, und denkt bei diesem Begriff auch nur noch an das Phänomen der Ähnlichkeit zwischen geschützten und ungeschützten Arten.<sup>6</sup>

3 / Erasmus Darwin: *Zoonomia, or, The Laws of organic life*, Bd. 1, Boston 1809, S. 202.

4 / Meiner Behauptung widerspricht, dass bereits 1817 im 2. Band von *An Introduction to Entomology* von William Kirby und William Spence – im Zusammenhang mit Phasmen, also Gespenstschrecken – von *mimicry* die Rede ist. Es muss also ein schleichender Bedeutungswandel stattgefunden haben, der trotz des informativen Eintrags zur Mimikry in Georg Toepper: *Historisches Wörterbuch der Biologie. Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe*, Stuttgart 2010, S. 1132–1142 im Einzelnen nicht belegt werden kann.

5 / Nicht ausreichend deswegen, weil man in dieser darwinistischen Deutung glaubt, allein durch die *causa finalis*, also den Schutz, das Phänomen erklären zu können. Dabei gerät notwendigerweise aus dem Blick, dass es auch „Nachahmung“ zwischen ungeschützten Arten gibt. In diesen Fällen bietet die Ähnlichkeit keinen Schutz, sondern ist sogar schädlich. Die sogenannten Nachahmer können deshalb nicht durch Mutation und Selektion entstanden sein. Wie aber dann? Aristoteles hätte vorgeschlagen, die Antwort in der *causa formalis*, dem Bauplan, zu suchen. Davor schrecken Evolutionsbiologen indes in der Regel zurück, da sie selbst heute noch einen Bauplan, bzw. wie es aktuell heißt, „regulatorische Gennetzwerke“ mit dem Schöpfungsplan verwechseln.

Wie sieht es aber nun im Französischen und Deutschen aus? Wie eingangs erwähnt, kennt das Französische den Begriff der *mimicry* nicht, sondern spricht auch heute noch fast ausschließlich von *mimétisme*, ein Begriff, der erst ca. 1874 – vermutlich unter dem Druck der Bates’schen Entdeckung – geprägt wurde. Da Frankreich bekanntermaßen noch nie Anglizismen in seiner Sprache mochte, könnte man natürlich annehmen, dass lediglich die englische Begriffsbildung keine Gnade fand,<sup>7</sup> der Sinngehalt aber übernommen wurde und infolgedessen der Neologismus *mimétisme* nichts anderes als das englische *mimicry* bedeutet. Dem ist aber nicht so. In Frankreich hielt man – und hält man teilweise bis heute – wesentlich stärker an der Überzeugung fest, dass die hauptsächlich an Insekten zu beobachtende Mimikry lediglich einen Sonderfall des allgemeineren Phänomens homomorpher Organismen darstelle, der überdies nicht allein durch Mutation und Selektion zu erklären sei. Infolgedessen blieben in Frankreich, auch aufgrund der eigenen lamarckistischen Tradition, die morphogenetischen Spekulationen stets auf das seit jeher bekannte Phänomen der Tier-Umwelt-Mimese fokussiert. Im angelsächsischen Sprachraum dagegen verlagerte sich die Aufmerksamkeit – nicht zuletzt durch die Aufnahme der Bates’schen Entdeckung in Darwins *On the Origin of Species* – weitgehend auf das Phänomen der Tier-Tier-Mimikry. Im deutschen Sprachraum wiederum befanden sich die beiden Lager mehr oder weniger im Gleichgewicht. Einerseits war die fast zeitgleich mit Bates entwickelte Mimikrytheorie von Fritz Müller Grundlage dafür, dass sich Phänomen und Begriff der Mimikry im Deutschen unmittelbar etablierten. Andererseits gab es aber auch eine lange physiognomisch-morphologische Tradition, die von Goethe über die romantische Naturphilosophie bis hin zu Jakob von Uexküll und Adolf Portmann reicht und in der Fragen der Passung, der Einfügung in die Umwelt, der Gestaltausbildung durch Kräfteeinwirkung immer eine große Rolle spielten.<sup>8</sup> Und genau aus dieser Tradition heraus wurde Anfang des letzten Jahrhunderts der Begriff der *Mimesie* bzw. der *Mimese* geprägt.<sup>9</sup> Anders gesagt, im Deutschen hat man den großen Vorteil, nicht wählen zu müssen, sondern über beide Begriffe

6 / Erschöpfende Auskunft über alle Facetten mimetischer Prozesse im Naturreich erhält man nach wie vor bei Adolf Portmann: *Tarnung im Tierreich*, Berlin 1956, und – unter den informationstheoretischen Prämissen der sechziger Jahre – bei Wolfgang Wickler: *Mimikry. Nachahmung und Täuschung in der Natur*, München 1968.

7 / So wenig wie der Computer, der zum *ordinateur*, oder noch besser der Chip, der zum *puce*, einem Floh, umgetauft wurde.

8 / Vgl. dazu Stanislav Komárek: *Mimicry, Aposematism and Related Phenomena. Mimetism in Nature and the History of its Study*, München 2003. Mit Dank an Georg Toepfer für den wertvollen Hinweis.

9 / Die wichtigen Namen sind hier Roman Puschnig und Franz Heikertinger, vgl. dazu Toepfer, *Historisches Wörterbuch der Biologie*, S. 1140f.

zu verfügen: Mimese und Mimikry. Und angesichts des doppelten Erbes spricht auch viel dafür, an dieser Differenzierung, also an beiden Begriffen festzuhalten.<sup>10</sup>

Somit ergibt sich für den Übersetzer folgende Unterteilung:\*

	Gestalt- und Färbungsübereinstimmung ...	
	<u>mit unbelebten Gegenständen:</u>	<u>mit lebenden Organismen:</u>
<u>Englisch</u>	<i>mimetism, camouflage, mimesis</i>	mimicry
<u>Französisch</u>	mimétisme	<i>mimique, mimetisme proprement dit</i>
<u>Deutsch</u>	Mimese	Mimikry ( <i>Zoomimese</i> )

Zur Veranschaulichung hier noch einmal im Bild.<sup>1, 2</sup>

Damit ist die Vorgabe klar: Bei Organismen, die in ihrem Äußeren das Erscheinungsbild eines artfremden Organismus vortäuschen und dabei als optisch abgrenzbare Gestalt kenntlich bleiben, wird man von Mimikry sprechen, bei Organismen, die ihr Äußeres ununterscheidbar in ihre Umgebung einpassen und dabei die optischen Grenzen ihrer Gestalthaftigkeit auflösen, von Mimese. Unter dem Aspekt der Wahrnehmung könnte man sagen, dass es sich bei Mimikry um eine „Ästhetik der Verwandlung“ handelt, bei Mimese dagegen um eine „Ästhetik des Verschwindens“.<sup>11</sup>

10 / In den seltenen Fällen, in denen *mimétisme* den beide Formen umfassenden Oberbegriff bildet, empfiehlt es sich jedoch, den Neologismus *Mimetismus* zu gebrauchen.

11 / Obwohl man besser an Verhaltenslehren als an Ästhetiken denken sollte, da den beiden Erscheinungsformen zwei genau unterschiedene Handlungsweisen zugrunde liegen: das Täuschen und das Verbergen. Täuschen und Verbergen sind im Übrigen seit jeher Fähigkeiten, die zur habituellen Ausstattung der *happy few* gehören. Man denke nur an die zwei Regeln aus dem Verhaltenskodex des Gentleman: an die *simulatio* und *dissimulatio*, die ohne weiteres als Übersetzungen der biologischen Mimikry und Mimese ins Gesellschaftliche gelten können. „Kunst ist, die Kunst zu verbergen“ (*„ars est celare artem“*). Man täuscht Lässigkeit vor und verbirgt das Kalkül. Vgl. Baldassare Castiglione, *Das Buch vom Hofmann*, II, 40.

\* Kursiv sind alternative Begrifflichkeiten angegeben, die aber – besonders im Englischen – nur selten anzutreffen sind.



Hymenoptera aculeata. Insecta inaculeata

**Biene.**



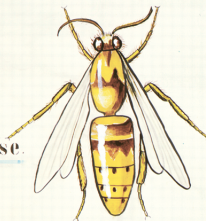
**Apis mellifica L.**

**Fliege.**



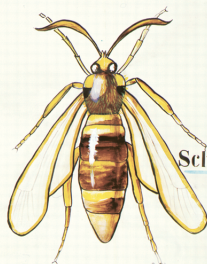
**Eristalis tenax L.**

Hornisse.



**Vespa crabro L.**

## Schmetterling



**Trochilium apiforme L.**

**Mutile.**



**Dolichomutilla guinensis carsoni.**  
Cameron

## Käfer.



**Polyhirma cupreicollis**  
**Chaudoir**

**Ameise.**

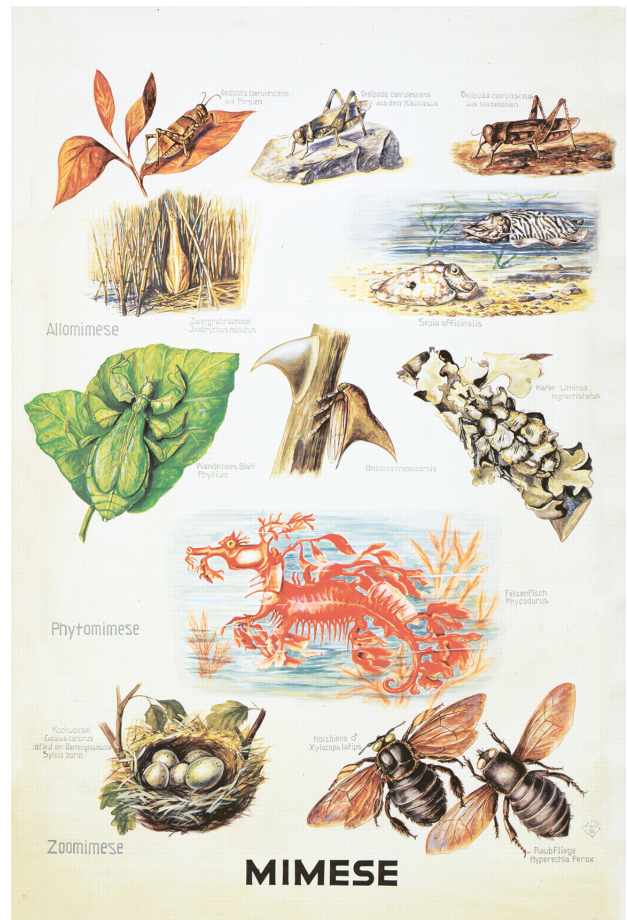


### Camponotus lateralis Olivier

Wanze.

**Camponotidea saundersi**  
Puton

## Mimicry.



Wechseln wir nun aber aus der weiträumigen Begriffsgeschichte in die Nahperspektive eines Textvergleichs.

## II Theorien

1934/35 veröffentlichte Roger Caillois zwei Aufsätze, die für Furore sorgten.<sup>12</sup> Der erste löste in der französischen Malerei eine Reihe von Bildern und Plastiken mit dem Mantis-Motiv aus,<sup>13</sup> der zweite wurde unmittelbar nach Erscheinen von Lacan rezipiert und als Referenz in seinen Vortrag *Le stade de miroir comme formateur de la fonction de Je*<sup>14</sup> aufgenommen. In beiden Aufsätzen kommt ein komparatives Verfahren zur Anwendung, bei dem ein reales Merkmal mimetischer Organismen entsprechenden Mythen und psychopathologischen Erscheinungen gegenübergestellt wird. Im Fall der – mimetischen – *mantis religiosa* korrespondiert ein kannibalisches Paarungsverhalten mit der Gefräßigkeit und sexuellen Konnotation des Insekts in Mythen und Legenden sowie der Schreckvorstellung, beim Sexualakt verstümmelt zu werden, also dem Kastrationskomplex. Im Fall des *mimétisme* korrespondieren homomorphe Erscheinung, mimetische Kontaktmagie und „legendäre Psychasthenie“ (d.h. Psychose). Erklärte Absicht des ersten Aufsatzes war es, am Beispiel der Gottesanbeterin die Existenz von „gewissen Gegenständen und Bildern“ nachzuweisen, deren ausgeprägte „capacité lyrique“ ihnen eine „unmittelbare Einwirkung auf die Affektivität“ ermöglicht, eine – wie es heißt – evokatorische Einwirkung vor jeder gesellschaftlich vermittelten Symbolik. Im zweiten Aufsatz wird dieses Motiv des direkten Durchschlags auf die Affektivität fortentwickelt und verallgemeinert, indem versucht wird, Homomorphie (*und* Psychasthenie) durch eine Störung der Raumwahrnehmung, durch eine invasionäre und zugleich prägende Raumeinwirkung auf den Organismus zu erklären, bei der die übliche strikte Trennung von Organismus und Umgebung durchbrochen wird. In beiden Fällen insistiert Caillois auf realen und optisch wirkenden Prägekräften, die nicht gesellschaft-

12 / Roger Caillois: „La Mante religieuse“, in: *Minotaure* 5 (1934), S. 23–26; ders.: „Mimétisme et psychasthénie légendaire“, in: *Minotaure* 7 (1935), S. 5–10 (beide Aufsätze deutsch in Caillois, Méduse & Cie, S. 7–23 und 24–43).

13 / So bei Masson, Dalí, Labisse, Germaine Richier u.a.

14 / Jacques Lacan: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion“, in: *Schriften*, Bd. 1, übersetzt von Peter Stehlin, Frankfurt a. M. 1975, S. 61–70.

lich vermittelt sind. Die gedankliche Grundlage hierfür lieferte u.a. der Biologe Felix LeDantec, der mit der Hypothese zitiert wird, die Morphogenese mimetischer Insekten setze eine ursprünglich gegebene Organ-Plastizität einschließlich eines Imitationsmechanismus voraus, wobei letzterer jedoch nach dem erfolgreichen „Erwerb“ des morphologischen Merkmals verlorengegangen sei.<sup>15</sup> Caillois fügte dem die medientheoretische Spekulation hinzu, dass eine derartige Prägung nicht anders als eine photographische Fixierung vorzustellen wäre. So wie die chromatische Mimese als Photographie einer Oberflächenstruktur gelten könne, so könne auch die morphologische Mimese als Photographie auf der Ebene des Objekts, als „Reproduktion im dreidimensionalen Raum mit seiner Fülle und Tiefe“, als „Skulptur-Photographie oder besser als *Teleplastik*“ erklärt werden.<sup>16</sup> Es ist nicht überraschend, dass Lacan hier hellhörig wurde. Denn wie bereits aus dem Titel seines Vortrags von 1949 hervorgeht, stellte er genau dieselbe Frage nach der Morphogenese, wenngleich dialektisch verändert und verschoben auf das Feld der Psychoanalyse. Auch er fragt – unter dem Titel der Ich-Funktion – nach der prägenden Kraft einer äußeren Gestalt, besser nach dem *Triggern* einer psychischen Instanz durch den Einbruch einer optischen Wahrnehmung. Sein Ausgangspunkt ist die besondere menschliche Situation des ersten Lebensjahrs, des „extra-uterinen Sonderjahrs“<sup>17</sup>, das durch starke „senso-motorische Diskrepanzen“ und damit durch eine „zerstückelte“ Körperwahrnehmung gekennzeichnet ist: Ein Zustand, der seine organische Ursache in der noch unabgeschlossenen Entwicklung der Nervenbahnen hat. In dieser Phase der „Ohnmacht und Abhängigkeit“ stellt sich beim Säugling aber auch die Fähigkeit ein, sein Spiegelbild ganzheitlich zu erkennen und mit ihm „in jubulatorischer Geschäftigkeit“ in ein identifikatorisches Verhältnis zu treten. Dabei übe die ideale Einheit der gespiegelten Gestalt – so Lacans These – noch vor jeder gesellschaftlichen Determinierung auf den entstehenden psychischen Apparat „bildnerische Wirkungen“ aus. Lacan spricht davon, dass in dieser homomorphen Identifikation die Matrix entsteht,

15 / Felix LeDantec: *Lamarckiens et Darwiniens*, Paris 1899, S. 143.

16 / Caillois, *Méduse & Cie*, S. 32.

17 / Dieser überaus plastische Begriff, der die von Lacan angesprochene Situation auf den Punkt bringt, stammt von Adolf Portmann, s. ders.: *Zoologie und das neue Bild des Menschen*, Hamburg 1956, S. 68–80.

„an der das *Ich* (je) in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt“, was nichts anderes besagt, als dass über eine gespiegelte Gestaltwahrnehmung ein „Phasen-Effekt“ eintritt: Der Säugling ist von da an ein Anderer. Zur Unterstützung dieser These bezieht sich Lacan allerdings nicht auf Spekulationen über Insekten, sondern greift auf ethologische Versuche u.a. mit Tauben zurück, bei denen nachgewiesen werden konnte, dass zur Reifung der Geschlechtsdrüsen nicht notwendigerweise die Anwesenheit von Artgenossen erforderlich ist, sondern als *Trigger* allein schon der Anblick des eigenen Spiegelbilds ausreicht.<sup>18</sup> Verglichen mit der unumkehrbaren organischen Veränderung der Tauben ist die Veränderung des Menschenjungen jedoch weitaus komplexer. Der Säugling ist nun zwar ein Anderer, er gerät zugleich aber in eine extrem gespannte, widersprüchliche Lage – für Lacan die Lage des menschlichen Subjekts schlechthin. Denn dem sich durch die Identifikation mit der idealen Einheit des Spiegelbilds herausbildenden „Ideal-Ich“ steht unverändert die körperliche „Ohnmacht und Abhängigkeit“ gegenüber, so dass das kleine Subjekt sich einer doppelten Wahrnehmung ausgeliefert sieht: einerseits der chaotischen, „zerstückelten“ Körperwahrnehmung, andererseits der Wahrnehmung seiner Einheit im Spiegelbild. Lacan spricht daher von einem „imaginären Oszillieren“, das aus dieser „fundamentalen Zwiegespaltenheit der menschlichen Wahrnehmung“ resultiert.<sup>19</sup> Dennoch ist mit der homomorphen Identifikation, mit dem „Bild des Ich“ ein erster – wenn auch narzisstischer und rein imaginärer – Bezug zur Welt hergestellt. Eine wesentlich dramatischere Situation ergibt sich aus der anderen Variante der Identifikation, der „heteromorphen Identifikation“, und hier kommt Caillois’ *mimétisme*-Aufsatz ins Spiel:

„Doch die Tatsachen des *mimétisme*, begriffen als heteromorphe Identifikation, interessieren uns hier nicht weniger, um so mehr als sie das Problem des Raumes für den lebendigen Organismus stellen [...]. Erinnern wir uns nur an die Einblicke, die uns das Denken eines Roger Caillois [...] verschaffte, als er unter dem Begriff *psychasthénie légendaire* den morphologischen *mimétisme* einer Zwangsvorstellung (*obsession*) vom Raum in ihrer derealisierenden Wirkung zuordnete.“<sup>20</sup>

18 / Lacan, Das Spiegelstadium, S. 65.

19 / Jacques Lacan: *Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse*, übersetzt von Norbert Haas, Olten 1980, S. 213 und 217. Es würde zu weit führen, die Konsequenzen dieser Doppelung hier zu erörtern, vgl. dazu ebd., S. 212–216.

20 / Lacan, Das Spiegelstadium, S. 66.

Lacan macht sich offensichtlich Caillois' Einsicht zueigen, dass es neben der homomorphen Identifikation noch eine andere, eine Identifikation mit dem Ganzen geben kann, eine Besessenheit durch den Raum – mit dem Effekt einer „Derealisation“. Eine Parallelstelle lautet:

„Wenn das Tableau der Beziehung zur Welt nicht derealisiert wird durch das Subjekt, dann deshalb, weil es Elemente enthält, die abwechselnde Bilder seines Ich repräsentieren und ebenso viele Punkte der Anknüpfung, der Stabilisierung, der Trägheit sind.“<sup>21</sup>

Im Umkehrschluss würde das heißen: In der heteromorphen Identifikation, in der das „Tableau der Beziehung zur Welt“ offensichtlich keine „Elemente“ aufweist, die „verschiedenartige Bilder seines Ich repräsentieren“, „entrealisiert“ sich diese Beziehung. Lacan verwendet hier den ihm als ehemaligen Psychiater geläufigen Begriff der Derealisation, aber wie hätte man sich dieses In-der-Welt-Sein ohne Weltbezug vorzustellen? Caillois gibt dazu beredte Auskunft. Seine These war ja, dass aufgrund einer bestimmten Raumerfahrung zwischen der Morphogenese bestimmter mimetischer Organismen und gewissen psychopathologischen Erscheinungen, die er unter dem – selbstgeschaffenen – Begriff der *psychasthénie légendaire* zusammenfasste, ein Korrespondenzverhältnis besteht. In beiden Fällen „weicht das Leben um eine Stufe zurück“. Die mimetischen Organismen vernachlässigen ihre Lebensfunktion, sie verbergen sich oder verfallen in völlige Regungslosigkeit; die Opfer der *psychasthénie légendaire* empfinden den Raum als „einen alles verschlingenden Willen. Der Raum verfolgt sie, umzingelt sie, verschlingt sie in einer gigantischen Phagozytose. Zuletzt nimmt er ihre Stelle ein. Der Körper dissoziiert sich vom Denken, das Individuum überschreitet seine Körpergrenzen und besetzt die andere Seite seiner Sinne. Es versucht, *sich selbst zu sehen, von irgendeinem Punkt im Raum aus*. Es fühlt sich selbst Raum werden, *dunkler Raum, in den man keine Dinge hineinsetzen kann*. Es ist gleich. Nicht irgend etwas Besonderem gleich, sondern einfach nur gleich.“ Und weiter: „All diese Formulierungen beleuchten ein und denselben Vorgang: *Depersonalisation durch Angleichung an den Raum*, d.h. das was der *mimétisme* morphologisch an bestimmten Tierarten realisiert.“<sup>22</sup>

21 / Lacan, Das Ich in der Theorie Freuds, S. 214.

22 / Caillois, Méduse & Cie, S. 37.



Heteromorphe Identifikation wäre also zu verstehen als Identifikation mit dem Inbegriff der Gestaltlosigkeit, der Grenzenlosigkeit des Raumes. Kein Bezug zur Welt, sondern Überwältigung durch den Raum. Derealisation, Depersonalisation. Was für den Analytiker Lacan die Psychose, ist für den Insektenfreund Caillois *mimétisme*. Und damit schließt sich der Kreis. Denn wie lautete eine eingangs gegebene Definition?

„Bei Organismen, die ihr Äußeres ununterscheidbar in ihre Umgebung einpassen und dabei die optischen Grenzen ihrer Gestalthaftigkeit auflösen, spricht man von Mimese.“

Und was sagt uns die in drei Auflagen vertriebene deutschen Übersetzung?

„Doch die Tatsachen der Mimikry, begriffen als heteromorphe Identifikation, interessieren uns hier nicht weniger, um so mehr als sie das Problem des Raumes für den lebendigen Organismus stellen.“<sup>23</sup>

So kann man sich täuschen.<sup>24</sup>

23 / Lacan, Das Spiegelstadium, S. 66. Hier wie in Seminar XI wird *mimétisme* durchgehend mit „Mimikry“ übersetzt (an einer besonders verunglückten Stelle sogar mit „Mimesis“). Zutreffend wäre Mimese. Es ist kein Geheimnis, dass die Lacan-Übersetzungen der siebziger und achtziger Jahre gravierende Mängel aufweisen, die früh erkannt, aber nie behoben wurden. Eine detaillierte, im Ton jedoch moderate Kritik dieser Übersetzungen findet sich bei Gerhard Schmitz: „Wie man einen Autor ver-setzt, indem man ihn über-setzt“, in: Georg Christoph Tholen / Gerhard Schmitz / Manfred Riepe (Hg.), *Übertragung – Übersetzung – Überlieferung*, Bielefeld 2001, S. 105–123.

24 / Es wäre lohnend, das untergründige Verhältnis zwischen Lacan und Caillois, das weit über die nachweisbaren Zitate hinausgeht, weiter aufzuhellen. Damit würde sich ein Ausblick in die völlig untergegangene Wissenschaftslandschaft der experimentellen Biologie der späten französischen Lamarckisten eröffnen, aus der, vermittelt durch Caillois, auch Lacan noch schöpfte.